



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

In der Rede liegt die Kraft. Platon wusste: Wer sich auf das geschriebene Wort verlässt, wird vergesslich – damit hat er gerade im digitalen Zeitalter recht

Riedweg, Christoph

Abstract: Schon Platon wusste: Wer viel aufschreibt, wird vergesslich. Und ohne Rede scheitert das Denken. Damit hat er selbst im digitalen Zeitalter recht. In der Bildung herrscht eine übertriebene Digitalisierungseuphorie. Dabei droht vergessen zu gehen, worauf kritisches Denken fusst.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-178793>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Riedweg, Christoph. In der Rede liegt die Kraft. Platon wusste: Wer sich auf das geschriebene Wort verlässt, wird vergesslich – damit hat er gerade im digitalen Zeitalter recht. In: NZZ, 19 March 2019, 41.

In der Rede liegt die Kraft

Platon wusste: Wer sich auf das geschriebene Wort verlässt, wird vergesslich – damit hat er gerade im digitalen Zeitalter recht

CHRISTOPH RIEDWEG

Landauf, landab herrscht Begeisterung über die Möglichkeiten der Digitalisierung für die Schulen. Mit massiven Investitionen in zusätzliche Computer, Laptops und bessere WLAN-Verbindungen, in Lernplattformen, Schulserver und interaktive Tafeln verbindet sich die Erwartung eines Quantensprungs in der Unterrichtsqualität.

Dass die Digitalisierung auch im Bildungsbereich zu grossen Veränderungen führt, steht ausser Frage. Angesichts des weithin unkritischen Enthusiasmus kann es freilich nicht schaden, auf die Stimme eines bis heute einflussreichen antiken Philosophen zu hören, der sich im Zusammenhang mit dem damals akuten Medienwandel, dem Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, eindringlich mit den Chancen und Risiken des neuen Mediums auseinandergesetzt hat.

Dass ausgerechnet Platon, der Verfasser weltberühmter literarischer Meisterwerke, sich skeptisch über Sinn und Nutzen der Schrift äussert, entbehrt nicht einer gewissen Paradoxie. Er selbst schöpft die Möglichkeiten des neuen Mediums virtuos aus, wenn er im Dialog «Phaidros» seinen Lehrer Sokrates einen ad hoc erfundenen ägyptischen Kultur-entstehungsmythos erzählen lässt.

Die klügeren Menschen

Theut, der oft mit Hermes, dem Gott der Kommunikation, verbundene Erfinder, geht darin voller Stolz mit seinen zahlreichen Erfindungen – ausser der Schrift auch Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Brett- und Würfelspiel – zum Pharaon Thamos und preist sie ihm als geniale Innovationen an, an denen alle Ägypter Anteil bekommen sollten. Als Leistung der Schrift hebt er dabei hervor, dass sie die Menschen klüger und erinnerungsstärker mache: «Denn als Heilmittel für Erinnerung und Klugheit wurde sie entdeckt.» Worauf der König entgegnet, dass der Entdecker nicht unbedingt auch geeignet sei, über Vorteile und Nachteile einer Erfindung für die Nutzer zu richten:

«Du, der Vater der Schrift, sagtest nun aus Voreingenommenheit gerade das Gegenteil von dem, was sie vermag. Denn diese Erfindung wird wegen mangelnden Trainings des Erinnerungsvermögens in den Seelen der Lernenden Vergessen bewirken: Im Vertrauen auf die Schrift stützen sie sich auf äusserliche, fremde Zeichen, statt dass sie sich von innen her, sie selbst aus sich selbst



Bei Platon zeigt sich selbst der Pharaon noch schriftkritisch: Die Hieroglyphen seien bloss Gedankenstütze.

CHRISTOPHEL FINE ART / GETTY

heraus, erinnern. Nicht ein Heilmittel für das Erinnerungsvermögen, sondern eine Gedächtnisstütze hast du also erfunden. Deinen Schülern aber verschaffst du bloss einen Schein von Klugheit, nicht die Wirklichkeit. Denn vieles bekommen sie zu hören, ohne jede Unterweisung, und meinen dann, hochkompetent zu sein. Dabei sind sie grösstenteils unwissend, und der Umgang mit ihnen ist unerfreulich, da sie statt zu Weisen zu Scheinweisen geworden sind.»

Der Mythos wird durch scharfe Dichotomien strukturiert: Erinnern - Vergessen, innen - aussen, Klugheit/Weisheit - Unwissenheit, Wirklichkeit - Schein. Das Vertrauen auf die Schrift hat laut Platon eine Vernachlässigung des Erinnerungstrainings – Voraussetzung jeder sicheren Kenntnis – zur Folge. Der Wissensaufbau kann nicht an ausgelagerte «Typen» (Schriftzeichen oder auch Bits) relegiert werden, sondern muss aus dem Inneren eines Menschen heraus entstehen.

Die Schrift – und damit vergleichbar das Digitale – eignet sich bestenfalls als Gedächtnisnotiz für etwas, was man bereits weiss. Wissen selbst setzt intensives, anstrengendes Lernen voraus, und Platon diagnostiziert die heute auch im Zusammenhang mit den «Google effects on memory» thematisierte Gefahr, dass die permanente Abrufbarkeit extern gelagerter Informationen zur markanten Schwächung eines davon unabhängigen, intrinsisch-dynamischen Wissens führen kann.

Der platonische Sokrates führt diese Punkte danach weiter aus und lotet ihre Konsequenzen für die Wissensvermittlung aus. Das Medium Schrift, so seine Einschätzung, hat ausgesprochene Schwächen, die es ungeeignet für den Erwerb vertiefter Kenntnisse und Kompetenzen machen. So zirkuliert das auf diese Weise vermittelte Wissen sowohl bei Leuten, welche die dafür nötigen intellektuellen Voraussetzungen mitbringen, wie bei Unvorbereiteten, und es

kann, falls einmal missverstanden, unmöglich sich selbst helfen und weitere Erklärungen nachschieben, sondern signalisiert stets nur ein und dasselbe.

Diesem durch starre Zeichen fixierten Logos stellt Sokrates anschliessend die wahre Rede gegenüber, die in die Seele des Lernenden fachkundig eingeschrieben wird und in dem sie selbst zu Hilfe zu kommen und dort zu reden oder zu schweigen, wo dies angemessen ist. Sokrates' Gesprächspartner Phaidros bezeichnet diesen Logos als «lebendige und beseelte Rede des Wissenden, von der die geschriebene zu Recht wohl nur als Abbild (eidolon, simulacrum) bezeichnet wird».

Wie wenig nachhaltig das kritisierte Medium ist, zeigt der darauffolgende Vergleich der Schrift mit Adonisgärtchen, die im antiken Griechenland zum Abschluss der Getreideernte für ein kurzfristiges Aufblühen in Körben und Krügen angelegt wurden: Nie würde ein vernünftiger

Bauer dafür seine besten Samen hergeben, sondern er wird für diese vielmehr ein geeignetes Saatfeld aussuchen, in dem sie nach langem Reifen zum Tragen kommen. Genauso wenig würde ein Philosoph das, worum es ihm wirklich geht – und das heisst für die von einem stark politischen Impuls getragene Philosophie Platons: das Gerechte, das Schöne und das Gute –, der Schrift anvertrauen. Denn dieses Medium sei ausserstande, das Wahre zu vermitteln.

Geistvolle Spielerei

Als geistvolle Spielerei und als Erinnerungsstütze für sich selbst, wenn man ins Greisenalter gelangt und vergesslich wird, sowie für andere, die derselben Spur nachgehen, hat sie in Platons Augen dabei durchaus ihre Berechtigung. Ja, er gibt sogar zu erkennen, dass er an seinen literarischen Geschöpfen, wenn sie schön gelungen sind, seine helle Freude hat. (Mit anderen Worten: Das Medium Schrift wird keineswegs völlig abgelehnt, und beim Digitalen wäre dies selbstverständlich genauso unsinnig.)

Indes: «Noch viel schöner, glaube ich, wird der ernsthafte Eifer um Dinge wie die Gerechtigkeit, wenn sich jemand eine geeignete Seele auswählt und dann, mithilfe der dialektischen Kunst, in fachkundiger Weise Reden einpflanzt und sät, Reden, die sich selbst und dem Pflanzenden zu helfen in der Lage sind und nicht unfruchtbar sind, sondern Samen tragen, aus denen je nach Charakter andere Reden erwachsen, die diesem fortlaufenden Prozess Unsterblichkeit verleihen können und ihre Besitzer glücklich machen, soweit das einem Menschen überhaupt möglich ist.»

Ein hehres Ziel. Auf die Schule und die Frage von Sinn und Zweck der Digitalisierung im Bildungsbereich angewandt: Digitale Werkzeuge haben in Klassenzimmern und Hörsälen auf untergeordneter Ebene, als Hilfsmittel, ohne Zweifel ihren Nutzen. Aber zu kritischem Denken – oder um mit Platon zu reden: zur Fähigkeit, selbständig und reflektiert Rechenschaft über etwas abzulegen und zu bekommen – erzieht letztlich allein die beseelte Rede: der lebendige Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden. Insofern kommt der Investition in die Ausbildung von Lehrkräften unvergleichlich mehr Bedeutung zu als den kostspieligen Aufwendungen in die digitale Infrastruktur.

Christoph Riedweg ist Professor für Klassische Philologie mit Schwerpunkt Gräzistik an der Universität Zürich.

Ein Liebeslied versteckt sich in der Messekomposition

Das Festival Alte Musik Zürich ruft in Erinnerung, dass auch Bach der Parodie nicht abgeneigt war

THOMAS SCHACHER

Einer der spektakulärsten Anlässe des bevorstehenden Festivals Alte Musik Zürich dürfte die Aufführung einer verschollenen Musik von Johann Sebastian Bach sein. Es handelt sich um die Köthener Trauermusik aus dem Jahr 1727. Bach, der damals bereits Thomaskantor in Leipzig war, hat sie zum Gedächtnisgottesdienst für den verstorbenen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, seinen ehemaligen Dienstherrn, komponiert. «Komponiert» ist eigentlich der falsche Begriff; man muss vielmehr von einer Kompilation sprechen. Weil Bach die Zeit für eine Neukomposition fehlte, behalf er sich mit Musik aus bereits bestehenden Werken. Konkret sind dies die Trauerode BWV 198 und vor allem die Matthäus-Passion.

Eine Rekonstruktion der Köthener Trauermusik wurde insbesondere möglich, weil das Textbuch vollständig überliefert ist. Im Jahr 2010 hat der Musiker und Bach-Forscher Alexander Grychtolik eine Fassung vorgelegt, die für die Trauermusik nicht nur Chöre und Arien, sondern auch Accompagnato-Rezita-

tive aus der Matthäus-Passion verwendet. In vier Sätzen, für die er keine Vorlagen ausfindig machen konnte, hat er sich gar an Neuversionen gewagt. In Zürich kann man nun die Rekonstruktion der Köthener Trauermusik in einer besonders «authentischen» Weise hören: Unter Grychtoliks Leitung musiziert in der Kirche St. Peter das von ihm gegründete Ensemble Deutsche Hofmusik, das sich insbesondere durch die Aufführung der weltlichen Vokalwerke Bachs einen Namen gemacht hat.

Rezyklierte Musik

«Metamorphosen» lautet das Motto der dreissigsten Ausgabe des Festivals Alte Musik Zürich. Auch diesmal sind namhafte Ensembles und Solisten der Szene eingeladen. Veranstaltet wird das Festival vom Forum Alte Musik Zürich unter dem Präsidium von Roland Wächter und Martina Joos. Metamorphosen kommen in der Musik in den unterschiedlichsten Spielarten vor; eine davon ist die Parodie, also die Wiederverwendung einer bestehenden Musik in einem neuen Werk.

Nicht nur Bach war ein Meister dieses Verfahrens, sondern auch zahlreiche andere Komponisten vor und nach ihm.

Ein spannender Fall vor diesem Hintergrund ist die «Missa D'un aultramer» des Renaissancekomponisten Josquin Desprez. Dargeboten wird sie vom hochkarätigen englischen Vokalensemble Alamire unter der Leitung von David Skinner. Der Name der Messe bezieht sich auf ein dreistimmiges Liebeslied von Josquins Lehrer Johannes Ockeghem. In jedem Satz seiner Messekomposition zitiert Josquin bestimmte Stellen aus Ockeghems Chanson. Dass hier ein Liebeslied als Vorlage für eine Messe dient, mag uns heute verblüffen, aber im 15. und 16. Jahrhundert war die Verwendung weltlicher Lieder in geistlichen Kompositionen ein häufiges und beliebtes Verfahren.

Die waghalstigste Rekonstruktion stellen Conrad Steinmann und sein Ensemble Melpomen zur Debatte. Steinmann, Dozent für Blockflöte an der Schola Cantorum Basiliensis und schon seit vielen Jahren als Musikarchäologe auf dem Gebiet der klassischen Antike tätig, präsentiert nichts Geringeres als den Ver-

such, die Musik von Sophokles' Tragödie «Oidipous Tyrannos» wiederaufstellen zu lassen.

Das Verlorene erfinden

Wie alle Theaterstücke der damaligen Zeit wurde auch «Oidipous Tyrannos» ursprünglich als eine Art Musiktheater aufgeführt. Aber leider ist aus der klassischen griechischen Antike keine einzige Note überliefert. Bei seinem Rekonstruktionsversuch, den er als Neuimagination bezeichnet, geht Steinmann hauptsächlich von den alten Instrumenten und ihren Spielmöglichkeiten sowie von den rhythmischen Eigenheiten der griechischen Sprache aus.

Metamorphose als Wandlung einer musikalischen Gattung im Verlauf der Zeit – dieser Aspekt kommt am Festival Alte Musik prominent zum Zug. So widmet sich das Vokalensemble Domus Artis der über hundertjährigen Geschichte des italienischen Madrigals. In drei Konzerten am selben Tag spannen die Musiker den Bogen von Costanzo Festa bis Barbara Strozzi. Das Ensemble

Hirundo Maris vergegenwärtigt singend und spielend die verschiedenen geographischen und zeitlichen Facetten des mittelalterlichen Liebesliedes. Die Reise geht dabei von den südfranzösischen Troubadours und Trobairitz über die nordfranzösischen Trouvères bis zum deutschsprachigen Minnengesang.

Eine Rarität präsentiert das Festival mit der «Einsiedler Vesper» des italienischen Komponisten Carlo Donato Cossoni. Hauptattraktion des Werks bilden die Psalmversionen mit doppelchöriger Besetzung. Diese hat der Komponist für die Basilika San Petronio in Bologna mit ihren zwei rechts und links vom Hochaltar stehenden Orgeln geschrieben. Durch Cossonis testamentarische Schenkung gelang der Nachlass ins Kloster Einsiedeln, wo die Vesper bis Mitte des 19. Jahrhunderts im liturgischen Gebrauch war. Eine Erstaufführung in unserer Zeit bieten nun das Kesselberg-Ensemble und das Vokalensemble Novantiqua unter der Leitung von Bernhard Pfammatter.

Festival Alte Musik Zürich, 22. bis 31. März. Programm unter www.altemusik.ch.